

gekerbten Mundwinkeln zur Nasenwurzel läuft eine Falte von heftigem und angespanntem Charakter.

Doktor Persenthein, Sohn eines mittleren Beamten, der etwas Besseres als der Vater werden sollte, studierte Jus, kiebitzte ein wenig in den Hörsälen der medizinischen Kollegs, blieb dort hängen, sattelte um, setzte gegen Familie, Tod und Teufel den Willen zur Medizin durch, der sich langsam in ihn hineingefressen hatte. Studium in zwei kleinen Städten mit zwei großen Universitäten, Physikum, Staatsexamen, Promotion. Anatomie, Physiologie, Histologie, Pathologie, Bakteriologie. Dissertation über die Hypernephrom-Metastasen der Knochen. Der Weltkrieg. Volontärarzt an dem großen neuen Krankenhaus der Halbmillionenstadt Markenheim. Die ersten Fehldiagnosen. Die ersten Kunstfehler. Die ersten letalen Ausgänge. Herzschlag während der Narkose. Warum? Luftembolie bei einer ganz kommunen Kropfoperation – warum? Verblutung nach einer Gallenblasennaht – warum? Solche Dinge passierten nicht etwa ihm, dem kleinen Volontär, sondern dem großen, weltberühmten Chirurgen, dem Geheimrat, der Kapazität ersten Ranges. Der kleine Volontär Persenthein durfte nur dabeistehen, Objektträger halten oder Klammern zureichen. Die ersten Zweifel an der Gottähnlichkeit der Chefärzte und an der Allmacht der Medizin tauchten auf, verschwanden aber wieder, als er Assistenzarzt am Krankenhaus in Schaffenburg wurde und alle Hände voll zu tun bekam. Er klapperte sich durch die Abteilungen des nicht großen Spitals durch, kam in ein paar Sackgassen theoretischer und experimenteller Natur, hatte einen siebenmonatigen Hormonrappel durchzumachen, währenddessen er die täglichen Pflichten vernachlässigte, aber bei vielen Tiersektionen eine sichere Hand bekam. Er war währenddessen zu der gynäkologischen Arbeit weitergeschoben worden, es war eine Art von laufendem Band, das den jungen Arzt durch die verschiedenen Zweige einer universellen Ausbildung durchtransportierte. In Abteilung G – Gynäkologische – war es auch, wo er auf Elisabeth stieß, die Säuglingsschwester werden wollte und ein Zimmer mit neunzehn Neugeborenen zu betreuen hatte.

Er ergriff das Gefühl für dieses große, gotisch lange, schmale und klare Mädchen so heftig und hielt es so eigensinnig fest wie einige Jahre früher die Leidenschaft für die Medizin. Er sauste kopfüber in Verlobung und Ehe hinein und fand sich wieder mit der jungen Praxis in Lohwinckel, die er von einem toten Onkel seiner Frau ererbte. Er war Ehemann, Bürger, Mieter des Angermannshauses, an dem er alsbald zwei Tafeln befestigen ließ. ›Dr. Nikolas Persenthein, praktischer Arzt und Geburtshelfer‹ stand auf der einen. Auf der andern: ›Ich bin in ... und komme um ... zurück.‹ War Doktor Persenthein in eins der Dörfer gerufen und hing diese Tafel ausgefüllt am Haustor, dann erweckte das bei allen den Anschein von stärkstem Beschäftigtsein und bewegter Praxis.

Damals also sah er aus wie der heilige Georg, er hatte das Gefühl, von allem ein bisschen zu können und nichts ganz, und in den vielen schwankenden Stunden der nächsten zwei Jahre war ein großer Stoß von Fachbüchern und Zentralblättern, in denen man nachschlagen und Rat holen konnte, sein kräftigster Trost.

Zuerst holte man ihn nur, wenn es nicht anders ging, bei Geburten beispielsweise, wenn es nicht glatt verlief und die Hebamme nicht allein fertig wurde. Nach dem zweiten Jahr hatte er die Wendung auf dem Fuß und den Kristellerschen Griff schon ziemlich sicher im Handgelenk, und es passierten ihm weniger Dammrisse. Zu Rehles Geburt allerdings schaffte er Elisabeth vorsichtshalber nach Schaffenburg, sie machte nicht viel Geschichten und Doktor Schroeder auch nicht, es dauerte neun Stunden, und das Kind wog die vorschriftsmäßigen sechseinhalb Pfund. Als Rehle drei Monate alt war, begannen die ersten Meinungsverschiedenheiten über die sachgemäße Aufzucht dieses gesunden Säuglings, den beide übermäßig liebten, jeder auf seine Weise, Elisabeth zärtlich und zart verträumt und Kola Persenthein mit dem aggressiven Fanatismus, der alle seine Gefühle bestimmte. Elisabeth hatte das Ihre im Säuglingswesternkurs gelernt. Aber Doktor Persenthein hatte sich eine ganz persönliche Meinung zusammengedacht – Rehles Geburt fiel ungefähr in die Zeit, da zum ersten Mal und noch verwischt seine ›Idee‹ auftauchte –, und er blieb Sieger. »Mein Kind soll aufwachsen wie das Reh im Walde«, erklärte der Doktor seinem erschrockenen Schwiegervater, dem Gymnasialdirektor Burhenne. Davon bekam das Rehle seinen Namen und seine Richtung. Da man den Menschen nicht vor Gefahren für seine Gesundheit beschützen kann, muss man ihn an Gefahren gewöhnen und seine Disposition darauf einstellen, mit Gefahren fertigzuwerden – behauptete Doktor Persenthein. Demgemäß wuchs Rehle auf wie ein Bärenjunges oder wie ein Eskimokind. Hitze und Kälte, Schnee und Sonne, Nässe und Zugwind wurden gegen das kleine Etwas losgelassen, das mit drei Monaten nackt in den Spielwinkel gelegt wurde und dort allein und überraschend früh die Menschenkünste des Krabbelns, Sitzens, Gehens und Stehens lernte. Mit zwei Jahren war das Rehle narbenbedeckt wie ein Krieger, aber sehr vertraut mit allen kantigen, spitzigen, schneidenden, brennenden und sonst wie schmerzenden Dingen des täglichen Lebens und sehr geschickt darin, sie fortan zu meiden. Sie beroch alles, fraß alles und vertrug alles. Sie wurde groß und stark, sie verschaffte sich gelegentlich eine kleine Gehirnerschütterung, aber nie einen Schnupfen. Als sie drei Jahre alt war, klemmte Doktor Persenthein diese seine Tochter hinten auf das neu gekaufte Motorrad und nahm sie mit zu den Kranken, die er besuchte. Er setzte sie nach einem ausgerechneten und gut gesteigerten Verfahren der Bekanntschaft mit allen möglichen Bakterien aus, von der infektiösen Erkältung, deren Erreger unbekannt ist, bis zum populären Loefflerschen Bazillus, der die Diphtherie verursacht. In ganz tollen Augenblicken war Doktor

Persenthein davon überzeugt, dass Rehle auch eine Röhre voll Streptokokken schlucken könne, ohne krank zu werden. Merkwürdigerweise blieb Rehle gesund. Das war kein wissenschaftlicher Beweis für Doktor Persentheins Theorie; aber er hatte manchmal Lust, es als Beweis anzusehen. Es gibt für den Menschen, der sich einer Idee verschreibt, solche schwindligen, absturznahe Augenblicke.

Elisabeth hätte die Himmelangst um ihr kleines Mädchen in dieser Zeit nicht ausgehalten, wenn sie nicht fromm gewesen wäre. Sie beredete die Sache mit Gott und der Madonna, sie huschte manchmal von Einkaufsgängen weg in die kleine, alte katholische Kirche, kniete neben dem Sarkophag der Sigismunda von Raitzold nieder und ließ sich beruhigen und trösten. Der Doktor schwor auf die Kraft seiner Idee. Elisabeth schwor auf die Kraft ihres Betens. Und das Rehle gedieh.

Die Leute von Lohwinckel ließen sich inzwischen von ihrem verrückten Doktor behandeln, aber sie hielten nichts von ihm, und im Laufe der Jahre wurde aus einer lächelnden Missachtung bissige Feindschaft.

Die Bevölkerung von Lohwinckel ist nicht gesünder oder kränker als der Durchschnitt in anderen kleinen Städten. Sie verzeichnet den normalen Prozentsatz an Rachitis, Tbc und S, sie hat ihre jährliche Grippezeit und ihre steigenden und fallenden Kurven für Keuchhusten, Masern, Scharlach und Diphtherie. Halsweh, Ohrenschmerzen und beginnende Magengeschwüre versucht man ohne Arzt loszuwerden. Mit Rheumatismus läuft man zum Apotheker Behrendt. Blinddärme fahren nach der Kreisstadt, wenn sie sich's einigermaßen leisten können. Was bleibt, sind einige Knochenbrüche, die Geburten, die Kinderkrankheiten, die Krankenkassenpraxis. Und die Bleikrankheit.

In Lohwinckel verschaffte man sich die Bleikrankheit in Profets Akkumulatorenfabrik. Das war die einzige Fabrik des Ortes, sie stand am Rand der Vorstadt Obanger, mit unfreundlich gelbgrauen Mauern, und beschäftigte eine Menge Arbeiter. Bei diesen Arbeitern hatte Doktor Persenthein einen Durchschnitt von achtundzwanzig Prozent errechnet, die der Krankheit verfielen. Er vertiefte sich in die Literatur über diese Berufskrankheit, die in der Maske vieler anderer Krankheiten auftrat, als Nervenleiden, als Blutarmut, mit Krämpfen, Schmerzen, Magen-, Darm-, Leberleiden. Er studierte die Statistiken der großen Akkumulatorenfabriken, bei denen alles und jedes zum Schutz der Arbeiter geschah. Dort hatte man die Krankheit auf ein Nichts, auf ein halbes Prozent heruntergebracht. Aber Profets Fabrik mit ihren schlechten Anlagen, mit ihren notdürftig umgebauten Werkräumen einer früheren Färberei, mit ihren achtundzwanzig Prozent Bleikranken war die reine Giftbude. Man konnte nicht einmal Herrn Profet allein dafür verantwortlich machen, denn ihm wieder waren die Hände gebunden, solange Herr von Raitzold auf Grund und Boden saß und jedem Fabrikneubau und jeder Erweiterung seinen Dickkopf entgensetzte. Die

Arbeiter ihrerseits, diese Kaninchen, waren achtlos und fahrlässig im Umgang mit dem Gift und taten so, als müsse jeder Obangerer über kurz oder lang bleikrank werden. Der Doktor sah dem eine Zeit lang zu, dann nahm er den Kampf auf.

Doktor Persenthein begab sich auf die Suche nach einer Therapie gegen die Bleikrankheit.

Er fand in den nächsten drei Jahren sechs erprobte und zwei neue Behandlungsmethoden, die nichts halfen. Die Lohwinckler wurden skeptisch – aber nicht so skeptisch wie Doktor Persenthein selber, der aufhörte zu schlafen, der fieberhaft gereizt und unfreundlich in der Gegend herumknatterte, der rote Augenränder bekam und dessen germanischer Langschädel sich unter dem Ansturm von Gedanken, Sorgen und experimentellen Fehlschlägen ausbuckelte und einbuchtete wie eine Küste in der Brandung. Die Patienten fürchteten sich vor ihrem Arzt, was ungünstig auf ihr Befinden einwirkte, und Elisabeth fürchtete sich auch. Sie hatte Angst vor dem trotzigem Kummer, der oft in seinen Augen wohnte, vor seinem harten Auffahren bei Nacht, vor der Ungeduld in seiner Stimme. Das Hinhorchen, Hinspähen, Hinwarten auf seine Stimmung fraß ihr die Nerven weg, manchmal zitterte die Furcht körperlich fühlbar als eine kleine Kälte ihr Rückenmark entlang. Sie hätte den Mann gern in die Arme genommen, eingebettet, weich gemacht, ruhig gemacht. Aber gerade das konnte er nicht brauchen. Er stand im Kampf gegen eine Stadt, im Kampf gegen die Krankheit, zuletzt sogar im Kampf gegen die eigene Wissenschaft. Er musste hart und ruhelos bleiben.

Nun hatte er seit drei Jahren den Arbeiter Lungaus im Angermannshaus, das widerspenstige und streitsüchtige Objekt seiner medizinischen Experimente und das Zentrum, um das seine Gedanken kreisten. Es war zwanzig Minuten nach fünf, Schluss der Sprechstunde, und der Dunst aller ängstlichen und kranken Menschen, die den Nachmittag lang hier vorbeidefiliiert waren, machte die Luft im Ordinationszimmer schwer.

»Anziehen«, sagte Doktor Persenthein und wusch sich die Hände. Lungaus kroch in seine Kleidung zurück.

Der Doktor schichtete Lungaus' Krankenblätter zusammen, sie gaben fast eine kleine Broschüre ab. »Sie sind also jetzt gesund, Lungaus«, sagte er.

»Na –?«, erwiderte Lungaus zweifelnd und angelte nach seinem Hosenträger.

»Doch. Sie bleiben weiter bei mir im Haus und unter Aufsicht, aber Sie fangen wieder zu arbeiten an. Ich habe mit Herrn Profet gesprochen.«

»Will er mir denn wieder nehmen?«

»Ich habe ihn gebeten. Er tut es mir zuliebe.«

»Ihnen? Er kann Ihnen doch nicht riechen.«

»Vielleicht hat er Respekt vor mir, seit ich ihm den Gewerbe-Inspektor in die Fabrik gehetzt und die neue Staubabsaugevorrichtung durchgesetzt habe«, sagte Persenthein ausführlich. Merkwürdigerweise reizte ihn die störrische und unzufriedene Art von Lungaus immer zu längeren Gesprächen.

»Wegen der«, sagte Lungaus denn auch prompt. »Davon ist noch keiner weniger krank geworden.«

»Schön. Dann tut er es, weil er neugierig ist, wie das mit Ihnen weitergeht. Schließlich hat Herr Profet allerhand Interesse daran, ob wir mit der Bleikrankheit fertigwerden oder nicht.«

»Nein. Bestimmt nicht«, erklärte Lungaus sogleich. »Das letzte Mal hat es mir nach vier Monaten auch wieder gehabt.«

»Abwarten«, erwiderte der Doktor, der genauso unfreundlich sein konnte wie Lungaus.

»Dann will ich nicht in die Bude zurück. Dann will ich aufs Gut, wenn Sie mir schon durchaus gesundschreiben wollen«, sagte Lungaus und setzte sich auf den Untersuchungsstuhl, als wenn er nun viel Zeit für eine gründliche, erfrischende Auseinandersetzung vor sich wüsste. Der Doktor stieß ungeduldig mit dem Fuß gegen den weißen Eimer mit Watteabfällen.

»Aha«, sagte er. »Aha. Jetzt wollen Sie aufs Gut. Sonst kann man euch zureden wie Waldeseln, und die Raitzolds können sich die Beine ablaufen, sie kriegen keine Leute aufs Gut. Alle wollt ihr in die Fabrik. Aber wenn ihr mal auf der Nase gelegen habt mit Blei in den Knochen wie Sie vor drei Jahren, dann wollt ihr aufs Gut. Nee. Jetzt müssen Sie in die Fabrik zurück. Darauf kommt's mir ja jetzt gerade an.«

»Zwingen kann mir keiner«, sagte Lungaus. Doktor Persenthein sprang auf und rannte dreimal rund um den Untersuchungsstuhl. Dann rückte er so nahe auf Lungaus zu, dass der Angst bekam und die Schulterblätter einzog.

»Mensch«, sagte Persenthein. »Jetzt hören Sie mal zu. Sie werden in die Fabrik zurückgehen, und Sie werden gesund bleiben, das sage ich Ihnen. Sie vergessen wohl, was wir miteinander abgemacht haben, bevor ich Sie ins Haus genommen habe. Sie vergessen wohl, wie und wo ich Sie aufgelesen habe? Man hat Sie durchgebracht, man hat Sie gesund gemacht, drei Jahre Arbeit, was, Arbeit, drei Jahre Leben hat man an Sie gehängt, bis man Ihren Kadaver so weit gebracht hat, sich zu besinnen, sich zu wehren. Unser ganzes Geld hat man an Sie gehängt, die Frau hat sich abgeschunden für Sie wie ein Tier, bewacht hat man Sie, Schweinereien haben Sie uns gemacht, gelogen haben Sie, alle Notizen hat man dreimal anfangen müssen, weil Sie heimlich saufen gegangen sind, die Befunde von einem Jahr haben Sie mir über den Haufen geschmissen durch Ihre Schwindeleien. Ein volles Zuchthaus bewache ich lieber als einen Menschen wie Sie, der